



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Litteratur

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

teil, die dramatische Wucht der einzelnen Szenen — ich greife z. B. den Auftritt zwischen Mezler und der Gräfin von Helfenstein heraus, es ist nur ein Beispiel für viele — ist ganz außerordentlich, womit nicht geleugnet werden soll, daß die drei ersten Akte als Ganzes mehr episch als dramatisch gedacht sind. Könnten wir das ganze Stück ohne Pause an uns vorüberziehen sehen, die Wirkung würde mächtig sein; stark allerdings auch die Ansprüche, die an Auffassungskraft und Nerven der Zuschauer gestellt würden — die Aufführung dauerte trotz möglichst kurzer Pausen beinahe fünf Stunden.

Der Versuch Devrients ist, wie gesagt, im wesentlichen gelungen; es scheint, daß Publikum kann Goethes Stück in seiner ersten, kraftvollsten, aber auch wildesten und zerfahrensten Form Geschmack abgewinnen. Nur zwei Bedenken möchte ich vorbringen. Erstens: daß das Fehngericht bei geschlossener Bühne vor sich geht, daß man also die Richter und den Kläger nur hört, nicht sieht, wirkte doch mehr verblüffend als ergreifend. Und zweitens: der Auftritt zwischen dem Rächer und Adelheid in dem Schlafgemach Adelheids ist zwar sehr ergreifend, aber doch wohl für unser Publikum — man möchte fast sagen leider — zu gewagt. Es war bezeichnend, daß sich darnach zwar starker Beifall, aber als Antwort darauf auch recht bemerkliches Rischen hören ließ.

Die Ausstattung und die ganze Inszenierung des Stückes verdient volle Anerkennung, einzelnes z. B. die Szene im Heilbronner Rathaus, die Bauernszenen und das Zigeunerlager waren geradezu musterhaft. Nur die Kampfszenen blieben trotz aller jedenfalls darauf verwandten Mühe nicht frei von einer ans Komische streifenden Wirkung; die mutigen Kasse wenigstens hätte man sparen können. Die Darstellung war gleichfalls der königlichen Bühne würdig; daß nicht jede Rolle gleich gut vertreten war, ist bei einem Stück, das eine solche Menge von Kräften erfordert, selbstverständlich. Auf Einzelheiten will ich hier nicht eingehen, es kam mir nur darauf an, sachlich über das Gelingen dieses jedenfalls interessanten Versuchs zu berichten, umso mehr, da ein großer Teil der kritischen Stimmen Berlins es nach meiner Meinung bedenklich an dieser Sachlichkeit hat fehlen lassen. £



Litteratur

Geschichtsbetrachtungen von Julius von Pflugl-Harttung. Gotha, Fr. V. Perthes, 1890

Die in dieser 47 Seiten langen Schrift aneinandergereihten Gedankengruppen sind verschieden an Wert. Der Verfasser beginnt mit dem richtigen Satze, daß kein Volk in solchem Maße zur Geschichtschreibung befähigt sei und solche Leistungen darin aufzuweisen habe wie das deutsche, und giebt zunächst einen vortrefflichen Abriß der Geschichte der Geschichtschreibung von der Zeit der Staufer an. Unsere Litteraturkenntnis reicht nicht hin, zu beurteilen, ob die kurze Charakteristik bei

jedem einzelnen der Geschichtschreiber, die hier Erwähnung finden, genau zutrifft, aber im ganzen stellt diese Skizze die Eigentümlichkeiten der Beiträge von Zeitabschnitten und Völkern zur Geschichtschreibung, sowie den Einfluß der Verhältnisse und Ereignisse auf sie gewiß so richtig und vollständig dar, wie es auf zehn Seiten nur möglich ist.

Was dann über die drei „wichtigsten Errungenschaften der modernen Geschichte“ gesagt wird, ist zwar ebenfalls wahr, aber nicht neu, sondern wohl so ziemlich allgemein anerkannt. Übrigens würden wir statt „Errungenschaften der modernen Geschichte“ lieber sagen: „erst in neuerer Zeit errungene Vorzüge der Geschichtschreibung“ oder „Bedingungen einer guten Geschichtschreibung, die erst in neuerer Zeit möglich geworden sind.“ Der Verfasser zählt nämlich als solche „Errungenschaften“ auf: „1. das historische Denken, 2. die Fähigkeit, alles in sich aufzunehmen und zu verwerten, 3. die Methode.“ Die Fähigkeit, historisch zu denken, sagt er, beruht auf mehreren Bedingungen: gründlicher und umfassender Bildung u. s. w., „vielleicht auch auf Gemüt.“ Nicht bloß vielleicht, sondern ganz gewiß auch auf Gemüt! Noch genauer: es gehören Glaube und Liebe dazu. Wer an das Gute im Menschen, dieses Wertvollste in der Geschichte, nicht glaubt, der sieht es auch nicht; und wer die Menschen haßt oder verachtet oder ihnen mit kalter Gleichgültigkeit gegenübersteht oder sein Wohlwollen auf wenige Lieblinge beschränkt, der sieht alles falsch.

Originell ist dann wieder die Schilderung der Gefahren, die sich zugleich mit jenen Vorzügen eingestellt haben. Es sind damit gemeint die Einwirkungen der Philosophie und der Naturwissenschaft einerseits, das Spezialistentum und die mancherlei Standpunkte anderseits. Der Verfasser zeigt sehr gut, was daraus wird, wenn man die Geschichte von einem philosophischen Dogma aus konstruieren oder der naturwissenschaftlichen Methode zu unterwerfen versucht. Er bemerkt aber auch richtig: „Daß der gesunde Sinn namhafter Historiker sich nicht oder nicht mehr als dienlich [von der Philosophie und der Naturwissenschaft] beeinflussen läßt, ist selbstverständlich; es waren mehr die Popularisierer, welche sich hingaben, aber gerade dadurch gelangten solche Lehren vor einen größern Leserkreis, der sich durch scheinbar überlegene Gedankentiefe und Beobachtung täuschen läßt. Für die eigentlichen Forscher sind zwei andre Klippen gefährlich geworden: es sind Spezialität und Standpunkt.“ Die Verirrungen des Spezialistentums sind schon oft dargestellt und verspottet worden; doch kommt die ergötzliche Schilderung, die Pflug-Hartung davon entwirft, noch nicht zu spät. Wir brauchen darauf nicht näher einzugehen, weil die Leser diesen Abschnitt der Schrift schon kennen; er ist zuerst in den Grenzboten (1888) gedruckt worden. Aus demselben Grunde übergehen wir auch das, was von dem Standpunkte gesagt wird; nur eine kleine berichtigende Ergänzung erlauben wir uns dazu. „Bereits Raumer bemerkte, daß die Italiener den lombardischen Städten Recht gaben, die Deutschen ihren Kaisern.“ Das mag für die Hohenstaufenzeit zutreffen, wo es seine guten Gründe hatte. Dagegen erstammt man über die Unparteilichkeit, mit der die italienischen Chronisten der ersten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts den Kaiser Heinrich VII. beurteilen. Selbst in dem damaligen historischen Beiträge jener Stadt, die den Luxemburger aus tiefster Seele haßte, zu Villanis Geschichtswerk, hat der Haß der Mitbürger des Vaters der italienischen Geschichtschreibung keinen Niederschlag zurückgelassen. Übrigens sagt uns auch Pflug-Hartung nicht, wie einer es anzufangen habe, um die Dinge von keinem Standpunkte aus zu betrachten. Ranke hat den Wunsch ausgesprochen, „sein Selbst gleichsam auszulöschen und nur die Dinge reden zu lassen.“ Wie

weit ihm dies gelungen sei, mag dahingestellt bleiben; soweit es ihm gelungen ist, wird es ihm von vielen zum Vorwurfe gemacht.

In dem Kapitel „Standpunkte“ werden noch mancherlei Betrachtungen untergebracht, die nur lose mit der Standpunktfrage zusammenhängen, z. B. über Umfang und Inhalt der Geschichte. Der Verfasser zeigt da u. a., wie unberechtigt die Behauptung ist, daß „Völker des ewigen Stillstandes, wie die Chinesen,“ gar nicht in die Geschichte gehörten; greifen doch die Chinesen seit einigen Jahrzehnten sehr wirksam ins Weltgetriebe ein. Der Verfasser selbst hegt den höchsten und weitesten Begriff von der Geschichte; sie ist ihm die Universalwissenschaft. „Man wird einwenden, bei solch weitgehenden Forderungen sei eine Weltgeschichte unmöglich. Wir bejahen es für den Augenblick.“ Für den Augenblick? Wir meinen, unser Wissen wird auch im Historischen hienieden immer nur Stückwerk bleiben; aber je fester und deutlicher man das große vom Verfasser aufgestellte Ideal, zu dem auch wir uns bekennen, im Auge behält, desto besser wird dieses Stückwerk ausfallen, und desto mehr wird es sich dem Ideale nähern.

Den letzten Teil bildet eine kleine Methodik, eine Anleitung zur Quellenkritik, zum praktischen Studium und zur Darstellung, die sich recht gut zu einem einleitenden akademischen Vortrag eignet und als solcher wohl auch entworfen sein mag, die aber wiederum nichts Besondres enthält, ausgenommen die interessante Schilderung des verschiedenen Verfahrens im Göttinger und im Bonner Seminar unter Waiz und unter Sybel. Beachtenswerter ist wieder eine fünfte Gruppe von Betrachtungen, die in zwei von diesen vier Abschnitten eingeflochten werden, über Aliquienwirtschaft unter den Geschichtschreibern, über „Ringe,“ die außerhalb der Verbrüderung stehende Konkurrenten so gut zu vernichten verstehen wie die Ringe der Großindustrie, über das Treiben der gewerbmäßigen Rezensionen und über den Einfluß buchhändlerischer Geschäftsrücksichten auf die Geschichtschreibung. Daß es auch bei den Historikern menschlich zugeht, ist von vornherein zu glauben, Beispiele von Professorenhochmut und Professorenunfehlbarkeitsdünkel sind auch uns genug bekannt, und was den allgemein beklagten Unfug der teils parteiischen, teils zu Geschäftszwecken betriebenen, teils leichtfertigen Kritik anlangt, so wäre es wunderbar, wenn sich ihm eine einzelne Gattung der litterarischen Erzeugnisse, sei es nun die historische oder irgend eine andre, zu entziehen vermöchte. Ob es aber mit alledem wirklich ganz so schlimm steht, wie der Verfasser behauptet, vermögen nur solche zu entscheiden, die das Treiben aus der Nähe zu beobachten Gelegenheit haben, und zu denen gehören wir nicht. Schaden kann ein kräftiges Wort gegen die Schuldigen, die sich wohl melden werden, auf keinen Fall.

Wir fassen unser Urteil über die „Geschichtsbetrachtungen“ dahin zusammen, daß sie sich angenehm lesen, interessant und anregend sind und neben manchem, was schon ein bißchen Gemeinplatz geworden ist, auch manchen originellen und zugleich beachtenswerten Gedanken enthalten, der einigermaßen auf Neuheit Anspruch machen kann. Auch an origineller Ausdrucksweise, die oft an taciteische Kürze und — Dunkelheit erinnert, fehlt es der Schrift nicht. Die Dunkelheiten, bei denen man manchmal nicht recht klug daraus wird, ob sie auf Originalität oder auf Flüchtigkeit zurückzuführen sind, rechnen wir natürlich nicht zu den Vorzügen der Schrift. Im Gegenteil, wir glauben dem Verfasser einen Dienst zu erweisen, wenn wir eine Anzahl von Stellen, die uns durch ihren Satzbau oder der gewählten Wörter wegen aufgefallen sind, hervorheben. Ihre bedeutendsten Erfolge, heißt es Seite 13, habe die Methode in der Kritik errungen, „ohne jedoch auch hier völlig sichern Boden zu gewinnen. Im Altertume z. B. finden sich zwei Rich-

tungen, eine philologische Natur, eine mehr historische u. s. w.“ Gemeint ist doch wohl, daß sich diese zwei Richtungen in der Behandlung der Geschichte des Altertums bemerkbar machen. Nachdem der Verfasser den Einfluß der Philosophie und der Naturwissenschaften auf die Geschichtsschreibung erörtert hat, fährt er fort: „Es darf nicht wunder nehmen, daß beide die Geschichtswissenschaft bereichert haben . . . , aber beim Auseinanderbleiben von Wirklichkeit und Bemühen ist kaum faßlich, wie sie bedeutenden Einfluß erlangen, ja gar Mode werden konnten.“ Wir vermuten folgenden Sinn: aber da der wirkliche Nutzen, den die Anwendung beider Wissenschaften auf die Geschichte stiftete, so weit hinter der Erwartung zurückblieb und in keinem Verhältnis stand zu der aufgewandten Mühe, so ist kaum zu verstehen u. s. w. Seite 30 steht: „Die Chinesen halten sich für eines [nämlich für ein Kulturvolk] und viele Europäer ebenso.“ Wer hält im zweiten Gliede wen für ein Kulturvolk? Die Chinesen viele Europäer, oder viele Europäer die Chinesen, oder viele Europäer sich selbst? Auf Seite 31 finden sich zwei Sätze, deren Sinn wir nicht zu erraten vermögen. Der erste lautet: „Der Umfang der Geschichte schwindet mit der Kenntnis.“ Der zweite: „Die schriftlichen Quellen bestehen entweder aus Leistungen der Person: Briefen, Urkunden u. dergl., oder aus fremden Erzählungen. Bei beiden ist wirkend [!], ob sie über Geschehenes oder Geschehenes u. s. w. berichten.“ Auf derselben Seite steht: Das Stoffammeln „erfordert nicht selten schon Aufwand, sei es durch Reisen an Archive, Bibliotheken und Museen, sei es durch Verstreutheit des Materials in vielen Werken.“ Hier wird das Reisen der sehr bedenklich an Verstreutheit erinnernden „Verstreutheit“ koordiniert. Dem Reisen ist aber das Zusammensuchen des Stoffes aus den vielen an einem Punkte vereinigten Büchern und die Verstreutheit des Stoffes in den Büchern der Verstreutheit der Bücher, Handschriften und Denkmäler in Bibliotheken und Museen koordiniert. Seite 32 ist von dem Verhältnis der Quellen unter einander die Rede. „Die einfachste Formel lautet da: liegt eines so und so, dann muß das und das benutzt sein. Doch dies wird manchmal berührt und verschoben.“ Das ist doch die reine Kathederblüte!

Je besser die Gedanken eines Buches sind, desto mehr ist es schade darum, wenn sie durch nachlässigen Ausdruck verunstaltet werden oder in ganz unverständliche Sätze versteckt überhaupt nicht zur Kenntnis des Lesers gelangen. Sie und da überrascht der Verfasser mit einer herausfordernden Behauptung, z. B. wenn er die Fliegenden Blätter die beste deutsche Zeitschrift nennt. Wir schätzen sie auch, nicht gerade als die beste, aber als die gesündeste, da sie am Ende der Woche unsere durch Politik, Philosophie, Sozial- und sonstige Wissenschaften arg mitgenommene Verdauung wieder ein wenig herstellen; leider werden sie von Jahr zu Jahr schwächer.

Eugenie. Tragödie im Anschluß an Goethes Drama „Die natürliche Tochter“ von Gustav G. Dekander. Leipzig, B. Elishers Nachfolger (Bruno Winkler) 1890

Es hat seinen guten Grund, wenn wir uns gewöhnt haben, nachträgliche Vollendungen von Bruchstücken unsrer großen Dichter mit mißtrauischen Blicken zu betrachten. Jeder neue Demetrius, der im Anschluß an Schillers Fragment gedichtet worden ist, hat ja nur im Verein mit seinen vielen Vorgängern immer wieder gezeigt, wie unendlich hoch der klassische Torso des Meisters über dem abgeschlossnen Werke eines Schülers steht, und den Beweis für die Unmöglichkeit des Gelingens derartiger Versuche geliefert. Herrn Dekander kann nicht der Vorwurf gemacht werden, daß er die „Natürliche Tochter“ im Sinne Goethes habe

zu Ende dichten wollen, er hat mit den wenigen Bemerkungen Goethes ziemlich frei geschaltet, den Knoten nach eigener Erfindung geschürzt und das Ganze so gefügt, die Handlung immerlich so erläutert, daß sich sein Drama unabhängig von dem Goethischen aufbaut und zu diesem ungefähr in dem Verhältnis steht, wie ein Schauspiel zu seiner bekannten Vorsabel. Auch äußerlich hat er sich von der Goethischen Überlieferung frei gemacht, statt der schemenhaften Bezeichnungen der Personen (König, Herzog u. s. w.), die wir bei Goethe finden, hat er seinen Helden die geschichtlichen Namen gegeben (Ludwig XVI., Herzog von Orleans u. s. w.), die wohl auch Goethe vorgeschwebt haben, die er aber vor 100 Jahren offen auszusprechen aus verschiedenen Gründen Bedenken tragen mußte. Dieser Vorteil wird freilich dadurch aufgewogen, daß Handlung und Charaktere mit der Geschichte zum guten Teil nicht übereinstimmen.

Die Handlung ist, besonders in den drei letzten, von Dekander frei erfundenen Akten, interessant und nicht ohne Spannung. In den beiden ersten beruht sie hauptsächlich auf Goethes Notizen, wird jedoch in beiden weiter und schneller vorwärts geführt, als es Goethe beabsichtigt zu haben scheint. So ist schon am Ende des ersten Aktes der Herzog entschlossen, den König, in dem er den frechen Störer seines Glückes sieht, zu vernichten, so tritt im zweiten die Hofmeisterin fern von Paris in Eugeniens stillem Heim auf, um von dem Ausbruch der Revolution, der Gefahr des Königs und ihrem eignen Schicksal zu berichten. Der dritte Akt schildert, wie die Girondisten den Herzog endgiltig für ihre Sache gewinnen, zeigt aber auch schon den Gegensatz, der sich zwischen ihnen und den extremen Demokraten bildet, die unter der Führung des leidenschaftlichen Handwerkers Henriot stürmisch das Haupt des Königs fordern. Am ausführlichsten charakterisiert der wichtige vierte Akt die verschiedenen politischen Richtungen der Revolution, er führt schließlich auch König und Herzog einander gegenüber, freilich ohne daß das Dunkel, das über Eugeniens Schicksal schwebt, gelichtet würde. Der intrigante Sekretär trennt beide, um den König vor die Nationalversammlung zu rufen. Das hier gefällte Urteil — die eine Stimme Herzog Louis Philipps giebt den Ausschlag für die Hinrichtung des Königs — verkündigt Eugeniens Gemahl, den Dekander de Sèze nennt und damit zu dem unerschrockenen Anwalt des unglücklichen Fürsten macht, seinem königlichen Herrn. Der Schlußakt bringt endlich die Aufklärung des verhängnisvollen Betrugs, dessen Opfer der König geworden ist, zugleich aber auch die Sühne: der Herzog von Orleans wird den Gerichten überliefert, denn er hat die Verurteilung des Königs eine Ungerechtigkeit, einen Mord gescholten, und der Intrigant des Dramas, des Herzogs Sekretär, fällt durchbohrt von dem Führer der jeunesse dorée, nachdem er entlarvt ist und alle sich voll Abscheu von ihm gemendet haben.

Wir haben in dieser flüchtigen Darstellung des Inhalts den Namen Eugeniens, der Titelheldin, kaum zu nennen gehabt, sie greift in der That nur ein einzigesmal fördernd in die Handlung ein. Verkleidet ist sie dem geliebten Gatten nach Paris gefolgt, und hier, wo sie Zeuge des Gesprächs zwischen ihrem König und ihrem Vater wird, findet sie den vom König unterzeichneten Verhaftungsbefehl gegen sie, der dem Sekretär, da er sich ungestüm zwischen die fürstlichen Betteln wirft, aus dem Rocke gleitet. Augenblicklich übergiebt sie, ohne erkannt zu werden, ihrem Vater dies Papier, das dann mit Briefen des Sekretärs den Schleier lüftet, der über ihrem Geschick geschwebt hat. Nicht Eugenie steht im Mittelpunkt der Handlung, unsre lebhafteste Teilnahme erregt vielmehr die gewaltige Gestalt ihres Vaters, des Herzogs von Orleans. Von leidenschaftlicher Vaterliebe

erfüllt, wird er durch seinen treulosen Diener irre geleitet, und gegen seine Natur, seine Gefühle, ja seinen Willen in die Arme der Revolutionäre getrieben, vernichtet er seinen Fürsten, den nahen Blutsverwandten in der Überzeugung von dessen Schuld.

Weder in der Sprache noch in den Situationen zeigen sich übrigens, was man hätte erwarten können, Anklänge an Goethe; desto häufiger erinnert beides an Schiller. Verwandtschaft mit den Worten Berthas von Brumek, in denen sie Gefler mahnt, den Bogen nicht zu straff zu spannen, zeigt das Gespräch zwischen dem Herzog und de Sèze (IV, 2); noch mehr springt die Ähnlichkeit in die Augen zwischen dem Anfange des Monologs des Herzogs (III, 6) mit dem ersten Monologe Wallensteins in Wallensteins Tod (I, 4). In der Eugenie heißt die angeführte Stelle:

Ich könnte nicht? Ich hätte hinter mir
Die Brücke abgebrochen, die des Rückzugs
Künstliche Gunst dem Zweifelnden verbürgt?
Ich könnte nicht? Ich müßte auf dem Pfade
Des Nachwerks beharren, weil das Wagnis
Des ersten Schrittes keine Umkehr duldet?
O wehe mir, wohin bin ich geraten!

Wallenstein sagt:

Wärs möglich? Könn' ich nicht mehr, wie ich wollte?
Nicht mehr zurück, wie mirs befehlt? . . .
Wohin denn seh ich plötzlich mich geführt? u. s. w.

Ausrufe wie: Welch ungeheures sinnt ihr! Wie wird mir! die wiederholt gebrauchte Wendung „Ich bin mit meinem Gott versöhnt“ erkennt jeder sofort als Schillers Eigentum, ebenso die Verse I, 6:

Nein, diese Ausflucht laß ich dir nicht gelten

(vgl. Tell III, 3, Gefler zu Tell:

Nein, Tell, die Antwort laß ich dir nicht gelten)

und III, 7:

Gern gäb ich . . .
Die Hälfte meiner Schätze, gäb sie ganz

(vgl. Tell III, 3, wo Walthar Fürst dem Gefler zuruft:

Nehmt
Die Hälfte meiner Habe, nehmt sie ganz)

endlich V, 10:

Jedoch indem wir plaudern — Gott im Himmel —
Verrann die Zeit —

(vgl. Tell I, 1, wo Baumgarten seinen Bericht unterbricht:

Indem wir sprechen — Gott — verrinnt die Zeit!)

Sind solche Entlehnungen — gleichviel, ob unbewußt oder bewußt — statthaft?

Gesammelte Werke von Ludwig Anzengruber. In zehn Bänden. Stuttgart, S. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger (sic!), 1890. Band I bis III

Der Herausgeber hat Recht, wenn er sagt, die Zeit der völligen Erkenntnis von dem Werte der Dichtungen Anzengrubers werde erst kommen. Diese Gesamtausgabe bereitet sie vor. Wenn man das ganze Lebenswerk des Dichters wird überschauen können, dann erst werden sich die vielfach widerspruchsvollen Urteile

über ihn läutern und wohl auch einigen. Dann wird man seine Vielseitigkeit anerkennen, den „katechetischen“ Zug vieler seiner Schriften als einen unter vielen andern Charakterzügen sehen; dann wird man seine Gestaltungskraft bewundern, die dem geistvollen und aus dem Gemüte einer reinen Natur quillenden Gehalt die Wage hält; dann wird man den wirklich berufenen Volksdichter in ihm sehen, der nicht bloß für geistreich sein wollende Rezensenten und Verstandesmenschen schrieb; man wird auch zu einer klaren Anschauung von Anzengrubers rein poetischem Verhältnis zum Dorfe und zum Bauerntum gelangen, das wesentlich verschieden von dem andrer Dorfgeschichtendichter ist; man wird endlich sehen, wie ernst er es mit seinem Dichterberufe nahm, und daß er in der That Werke von dauerndem Werte geschaffen hat. So lange es einen Gegensatz zwischen der gereinigten Religion des modernen Menschen und dem Aberglauben des katholischen Südens mit seinem Kultus der 33 000 Heiligen geben wird, so lange wird Anzengrubers Humor verstanden werden; so lange es einen Gegensatz zwischen der Überbildung der Stadt und der urwüchsigen Einfalt und Wahrhaftigkeit des Dorfbewohners geben wird, so lange wird Anzengrubers Poesie berechtigt dastehen; so lange die Menschennatur sich nicht ändert, so lange werden der „Sternsteinhof“ und der „Meineidbauer“ und die „Kreuzelschreiber“ als wahre Abbilder derselben anerkannt bleiben.

Dies in aller Kürze zur Kennzeichnung unsrer Stellung zu dem größten österreichischen Dramatiker seit Grillparzer und Raimund. Den Inhalt der einzelnen Bände, die bisher vorliegen, haben die Grenzboten der letzten Jahrgänge jedesmal nach ihrem ersten Erscheinen ausführlich besprochen: den „Sternsteinhof“, den „Schandfleck“ und die „Dorfgänge“, deren größerer Teil zuerst in dem Buche „Sonnenschein und Wolken Schatten“ erschienen ist. Im vorliegenden dritten Bande der Gesamtausgabe sind alle kleinern Erzählungen chronologisch geordnet, um nach dem eignen Wunsche des Dichters nachdenklichen Lesern zwanglos ein Bild seiner künstlerischen Entwicklung zu bieten. Eingeleitet wird diese Gesamtausgabe durch einen maß- und gehaltvollen Lebensabriß aus der Feder seines langjährigen Freundes Anton Bettelheim. Maßvoll insbesondre dort, wo es Gelegenheit gegeben hätte, anzuklagen! Anzuklagen die Haltung der Presse und der Bühnen Wiens gegenüber dem einheimischen Dichter, dessen endgiltige Anerkennung eigentlich die Berliner durchgesetzt haben. Es erging ihm wie es Gottfried Keller erging, dessen Ruhm auch erst von außen hat nach Zürich hineingetragen werden müssen.

Wir werden wohl noch nach Abschluß dieser Gesamtausgabe Gelegenheit finden, auf sie zurückzukommen.



Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig